

Abo **Interview-Serie Heimat**

«Die Schweizer müssen der SVP dankbar sein»

Mark Bamidele, Chef von Diaspora TV, findet es nicht falsch, dass er einst aus der Schweiz ausgeschafft wurde. Seiner neuen Heimat fühlt er sich trotzdem verbundener als seinem Herkunftsland Nigeria – abgesehen von einer Benachteiligung.



[Raphaëla Birrer](#)

Publiziert: 11.08.2022, 19:19





Hier am Köniz-Kreisel fühlt er, was Heimat bedeutet: Mark Bamidele, Chef von Diaspora TV, dem Internetsender, der die ausländische Bevölkerung in der Schweiz informiert.

Foto: Nicole Philipp

Wir stehen hier am Kreisel mit dem Schriftzug Köniz. Warum bedeutet genau dieser Ort Heimat für Sie?

Wenn ich von anderswo nach Köniz zurückkehre, spüre ich immer bei diesem Kreisel, dass ich jetzt zu Hause bin. Ich wohne in Köniz, seit ich in der Schweiz bin. Zuerst in der Asylunterkunft, heute mit meiner Familie in der Nähe des Kreisels. Er symbolisiert für mich Konstanz: Rundherum ändert sich alles stetig, in meinem Leben, in Köniz, aber der Kreisel bleibt gleich.

Sie sind vor 20 Jahren als Asylsuchender aus Nigeria in die Schweiz gekommen. Für welches der beiden Länder haben Sie heimatlichere Gefühle?

In den ersten fünf Jahren für Nigeria – heute ganz klar für die Schweiz. Ich war seit sechs Jahren nicht mehr in Nigeria. Meine Eltern sind gestorben, meine Schwester besucht mich hin und wieder in der Schweiz; es gibt keinen Grund für mich, nach Nigeria zu gehen.

Das klingt nach einem radikalen Bruch.

Wenn man ein Land verlässt und sich anderswo eine Existenz aufbaut, muss man sich auf diese neue Heimat fokussieren. Nur so kann man sich integrieren. Mit der Heimat ist es wie mit einer Geliebten: Wenn man sie länger nicht sieht, verblassen die Gefühle. Das bedeutet umgekehrt: Je mehr man sich gedanklich mit der alten Heimat befasst, desto weniger Platz gibt es im Herzen für die neue.

Das Gefühl von Heimat lässt sich Ihrer Ansicht nach also nicht teilen?

Genau. Man muss sich definitiv entscheiden. Ich verstehe nicht, warum viele Migranten nach Jahren die Schweiz noch immer nicht akzeptieren. Sie regen sich über das Essen, die strengen Regeln oder die ernsthaften Menschen auf. Wer sich hier nicht zugehörig fühlt, wer immer bedauert, nicht mehr im Heimatland zu sein, der wird auch seinen Weg nicht finden.

Ein strenges Urteil. Viele Migranten sind ja nicht freiwillig hier.

Ob freiwillig oder nicht: Es geht doch darum, wie man trotz dieses Schicksals wieder glücklich werden kann. Mit Bestimmtheit unglücklich ist man, wenn man an keinem der beiden Orte richtig lebt, sondern ein Leben zwischen den Welten führt. Mein Vater sagte mir: Du musst Nigeria vergessen. Schau nicht zurück, konzentrier dich auf dein Leben in der Schweiz. Ein weiser Rat! Diese Haltung hilft mir, nicht zerrissen zu sein.

**«Solange man vor
allem für die
Menschen in der alten
Heimat lebt, lebt man
nicht mit den
Menschen in der
Schweiz.»**

Sie haben gut reden: Sie haben sich bewusst für ein Leben in der Schweiz entschieden und mussten nicht vor Krieg fliehen.

Das stimmt, ich bin aus freien Stücken hierhergekommen und habe als Asylsuchender mein Glück probiert. Viele andere Migrantinnen und Migranten müssen unter schlimmen Umständen in die Schweiz fliehen. Viele sind allerdings auch wegen der Arbeit oder der Familie da. Sie alle müssen sich überlegen, wie sie in der Schweiz glücklich werden können. Ich erlebe viele Migranten, die nur dafür leben, irgendwann zurückzugehen. Sie machen auch den Fehler, einen grossen Teil ihres Geldes in die Heimat zu schicken.

Warum ist das ein Fehler?

Es ist ideell falsch: Solange man vor allem für die Menschen in der alten Heimat lebt, lebt man nicht mit den Menschen in der Schweiz. Aber auch materiell: Viele Migranten bauen ein Haus im Herkunftsland, wohnen aber in der Schweiz unter spärlichen Verhältnissen. Wie will man sich hier eine Existenz aufbauen, ein eigenes Geschäft etwa, wenn das ganze Geld ins Ausland fliesst? So kann man doch nie glücklich werden!

Und wie gelingt es denn, die Schweiz als neue Heimat zu akzeptieren?

Mit Demut.

Mit Demut?

Ich bin der Schweiz dankbar, dass sie mich als Teil der Gesellschaft aufgenommen hat. Mir fällt auf, dass manche Migrantinnen und Migranten denken, die Schweiz sei nicht gut zu ihnen. Mit dieser Haltung lässt sich nichts aufbauen. Demut hingegen ermöglicht es, die Schweiz als neue Heimat zuzulassen. Diese Akzeptanz ist letztlich der Schlüssel zur Integration.

«Vier Frauen im Bundesrat – da fühlte ich mich am sichersten.»

Sie haben sich rasch in der Schweiz integriert, sind vom Asylsuchenden zum Unternehmer geworden. Was hat Ihnen dabei geholfen?

Der erste Schritt ist die Sprache. Ich habe rasch Deutsch gelernt, konnte mich ausdrücken und verstand die Menschen. Und dann muss man wissen, wie die Gesellschaft funktioniert. Zum Beispiel das politische System. Ich habe mich da-

mit befasst. Wissen Sie, welcher für mich der beste Moment in der Schweizer Politik war?

Welcher?

Das war ab Herbst 2010, als es im Bundesrat eine Frauenmehrheit gab. Vier Frauen in der Regierung – da fühlte ich mich am sichersten. Frauen haben eine andere Mentalität als Männer.

Inwiefern zeigt sich das bei den Bundesrätinnen?

Sie handeln nicht aus egoistischen Motiven. Sie denken an das Wohl des Landes. Die vier Bundesrätinnen waren zusammen wie eine Landesmutter.

**«Der weitaus grösste
Teil der Solidarität
kam von Frauen.»**

Jetzt erklären Sie. Auch Männer denken nicht nur an ihre eigenen Interessen.

Klar, aber es ist schon sehr auffällig, dass sich die Geisteshaltung der Männer und der Frauen in der Gesellschaft unterscheidet. Ich erlebte zum Beispiel stets eine grosse Solidarität in der Schweiz. Als Asylsuchender, als Student, als Berufsmann. Der weitaus grösste Teil dieser Solidarität kam von Frauen. Sie engagieren sich freiwillig, unterstützen hilfsbe-

dürftige Menschen, schauen für die Schwächeren.

Längst nicht alle Migranten in der Schweiz können eine Erfolgsgeschichte wie Sie vorweisen. Was erschwert ihnen den Aufstieg?

Mehrere Faktoren. Erstens muss man wissen, dass die Schweiz auf der Bildung aufgebaut ist. Es ist darum wichtig, auch als erwachsener Migrant etwas zu lernen. Häufig reichen die Abschlüsse aus anderen Ländern nicht, um in der Schweiz zu bestehen. Ich habe noch ein Zweitstudium in Elektro- und Telekommunikationstechnik gemacht, da mein Agraringenieur-Diplom nicht anerkannt wurde.

Und zweitens?

Um Erfolg zu haben, muss man Zahlen und Fakten studieren. Wenn ich ein nigerianisches Restaurant eröffnen möchte, muss ich mich zuerst damit befassen, wie gross das Bedürfnis ist. Es wird nicht laufen, wenn die Schweizer diese Küche zu scharf finden. Ich kenne nicht wenige Migranten, die dieses fundierte Vorgehen mühsam finden. Für sie bedeutet Erfolg, rasch viel Geld zu verdienen. Ich mache es anders.

Wie machen Sie es?

Ich sehe ein Problem und frage mich, wie ich es lösen könnte. Als ich damals gelesen habe, dass die HIV-Ansteckungsrate in Afrika am höchsten ist, habe ich mit meinem ehemaligen Internetsender African Mirror Strasseninterviews dazu gemacht. Dabei wurde das Bundesamt für Gesundheit auf mich aufmerksam und gab mir ein Budget für die Prävention. Aber die Initiative kam von mir. So muss das laufen.

**«Es ist ein offenes
Geheimnis, dass
Asylsuchende aus
Afrika mehrheitlich
Wirtschaftsflüchtlinge
sind.»**

Und was kann die Schweiz tun, um mehr migrantische Erfolgsgeschichten zu ermöglichen?

Die Migrationsbehörden könnten Workshops anbieten, wie man als Migrant erfolgreich sein kann. Mit positiven Beispielen von Menschen, die es hier geschafft haben. Zudem müssten die Programme bekannter werden, die einem helfen, seinen Weg zu finden. Zum Beispiel «Citoyenneté» der Eidgenössischen Migrationskommission: Dort werden Projektideen für die Partizipation von Zugewanderten gefördert. Solche Angebote können Leben verändern!

Ukrainerinnen werden gerade mit Wohlwollen in der Schweiz empfangen. Über afrikanische Migranten hingegen wird politisch gestritten. Ist dieser Unterschied fair?

Die Europäer, einschliesslich die Schweizer, sehen die Ukrainerin als eine von ihnen an. Das ist bei Flüchtlingen aus Ländern in Afrika oder dem Nahen Osten nicht der Fall. Dann ist da noch die geografische Nähe. Wenn das Nachbarhaus brennt, nimmt man die Nachbarn auf. Das ist auch eine Message an Afrika: Helft euch ebenfalls selbst! Es gibt einen Pla-

neten, aber nicht eine Welt. Mit dieser Realität müssen wir leben.

Von den nigerianischen Asylsuchenden dürfen nur sehr wenige vorübergehend in der Schweiz bleiben. Ist das gerechtfertigt?

Nigeria ist nicht im Krieg. Die Sicherheitslage im Norden des Landes ist wegen Boko Haram schwierig. In der Schweiz sehe ich aber fast nur Asylsuchende aus den anderen Regionen Nigerias, nicht aus dem Norden, wo das Problem am grössten ist. Das ist primär ein ökonomisches Problem.

Aus Ihrer Sicht sind Asylsuchende aus Nigeria mehrheitlich Wirtschaftsflüchtlinge?

Das ist ein offenes Geheimnis. Der Bund weiss das, die nigerianische Regierung weiss es. Allgemein ist bei den Flüchtlingen aus Afrika die Zahl jener, die an Leib und Leben bedroht sind, klein. Man spricht es nur nicht aus. Deswegen müssen die Schweizer der SVP eigentlich dankbar sein.

«Die SVP ist der schützende Wachhund der Schweiz.»

Der SVP dankbar sein?

Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich bin kein SVP-Wähler.

Aber die Rolle dieser Partei ist wichtig für das Land. Die SVP

Aber die Rolle dieser Partei ist wichtig für das Land. Die SVP ist der schützende Wachhund der Schweiz. Sie macht Druck, dass das Asylsystem nicht überlastet und die Schweiz nicht Mitglied der EU wird.

Wie war das vor 20 Jahren bei Ihnen, sind Sie auch aus wirtschaftlichen Gründen geflohen?

Ja, Nigeria bot einem jungen Akademiker wie mir keine Zukunftsperspektiven. Ich habe deshalb mein Glück in der Schweiz probiert – und wurde mit abgewiesenem Asylantrag ausgeschafft. Damit hat die Schweiz keinen Fehler gemacht. Es können nun einmal nicht alle hierbleiben.

Wie sind Sie dann wieder in die Schweiz gekommen?

Ich hatte eine Tandem-Nachhilfe in der Schweiz. Eine Schweizerin hat mir Deutsch beigebracht und ich ihr Englisch. Wir verliebten uns, und drei Jahre später, als ich wieder in Nigeria war, heirateten wir. Heute haben wir zwei Jungs im Alter von 12 und 14 Jahren. Inzwischen habe ich auch das Integrationszertifikat erhalten – den Schweizer Pass.

**«Viele Afrikanerinnen
und Afrikaner
berichten mir, sie
fühlten sich in der
Schweiz als Menschen
zweiter Klasse.»**

Als Chef von Diaspora TV kennen Sie zahlreiche Zugewanderte. Was ist Ihr Eindruck: Erleben Afrikaner in der Schweiz mehr Rassismus als Menschen aus anderen Weltregionen?

Das ist leider eine Realität. Afrikaner haben zum Beispiel weniger Chancen auf dem Arbeitsmarkt als Zugewanderte aus anderen Ländern. Ich kann Ihnen keine Zahlen nennen, das läuft ja häufig subtil. Aber viele Afrikanerinnen und Afrikaner berichten mir, sie fühlten sich in der Schweiz als Menschen zweiter Klasse.

Wie zeigt sich das?

Als Afrikaner musst du dir in Job und Schule zehnmal mehr Mühe geben, um dasselbe zu erreichen wie andere Zugewanderte – und zwanzigmal mehr als die Schweizer. Die guten Plätze in den Sekundarschulen, Gymis und an den Hochschulen sind für die Schweizer Kinder reserviert. Schweizer sind vernetzt und fördern sich gegenseitig. Auf uns hingegen hat niemand gewartet.

Haben Sie neben diesen strukturellen Problemen auch alltägliche Rassismuserfahrungen gemacht?

Da gäbe es einiges zu erzählen, etwa wie ich regelmässig von der Polizei kontrolliert werde. Aber ich weigere mich, darauf zu fokussieren, das zieht mich runter. Ich orientiere mich lieber an den Menschen, die sich dafür interessieren, welchen Beitrag ich zur Gesellschaft leisten kann. Mein Beitrag ist es, die ausländische Bevölkerung zu informieren.

«Die Schweizer Behörden und Medien adressieren die ausländische Bevölkerung viel zu wenig.»

Dieses Ziel haben Sie sich mit Diaspora TV gesetzt. Welche Informationen fehlen dieser grossen Bevölkerungsgruppe denn?

Gesundheitssystem, Schulen, Gesetze: Es geht um alle Fragen des täglichen Lebens – das Bedürfnis ist riesig. Wir senden in 19 Sprachen. Die Schweizer Behörden und Medien adressieren diese grosse Gruppe viel zu wenig. Gerade mit der obligatorischen Radio- und TV-Abgabe könnte viel erreicht werden.

Woran denken Sie?

Konservativ gerechnet, bezahlt die ausländische Bevölkerung 20 Prozent der obligatorischen Radio- und TV-Gebühren. Das sind 260 Millionen Franken. Wenn nur 1 Prozent davon in die Information für Zugewanderte investiert würde, wären das 2,6 Millionen Franken. Das Geld könnte an Angebote wie Diaspora TV und andere migrantische Medien gehen und würde einen wichtigen Beitrag zur Integration leisten. Bisher gibt es allerdings keine Bereitschaft dazu.

Welche Folgen hat es, dass viele Zugewanderte zu wenig informiert sind?

Das kann weitreichende Folgen haben, wie wir aus der Covid-Krise gelernt haben: Menschen mit Migrationshintergrund wurden zu spät in ihrer eigenen Sprache über die Impfung informiert. Das wird jetzt zum Glück immer besser. Wichtig ist, dass wir das auch in der drohenden Energiekrise bedenken, in der alle ihren Stromverbrauch drosseln müssen.

Raphaela Birrer ist Leiterin des Ressorts Inland und Mitglied der Chefredaktion der Redaktion Tamedia. [Mehr Infos](#)

@raphaelabirrer

Fehler gefunden? [Jetzt melden.](#)

31 Kommentare